

Zeit und Heimat

Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur von Stadt und Kreis Biberach

Dezember 1964

Beilage der „Schwäbischen Zeitung“ — Ausgabe Biberach an der Riß

Nr. 3 / 7. Jahrgang

Ingoldingens großer Sohn

Abt Georg II. Gaißer des Klosters St. Georgen in Villingen — Eine Geschichtsquelle des Dreißigjährigen Krieges

Auf Grund der vor über hundert Jahren im Druck erschienenen lateinischen Tagebücher des 1595 in Ingoldingen geborenen und 1655 in Villingen verstorbenen Prälaten Georg II. Gaißer, Abt des Klosters St. Georgen daselbst, soll die folgende Abhandlung ein Lebensbild des Abtes und eine Schilderung seiner Zeit geben. Heute noch ist in Ingoldingen, Kreis Biberach an der Riß, der Name des Abtes erhalten. Bei der Straßenbenennung in neuerer Zeit ehrte die Gemeinde das Andenken ihres berühmten Sohnes durch die „Gaißerstraße“.

Leben und Wirken des Abtes

Abt Georg II. ist am 16. September 1595 in Ingoldingen als Sohn des Ammans und Leibeigenen des Villingener Benediktinerklosters St. Georgen geboren und am 29. August 1655 als Abt und Prälat eben dieses Klosters gestorben. Seine Mutter war Ursula Harderin aus Muttensweiler, nahe bei Ingoldingen. Die meisten Menschen sind nach drei Generationen vergessen. Auch ungezählte Berühmtheiten teilen dieses Schicksal. Abt Georg II. lebt heute noch nach über dreihundert Jahren in der Geschichte des Klosters St. Georgen in Villingen und im heimatkundlichen Schrifttum weiter. Abt Gaißer stand von 1627 bis zu seinem Tode 1655 in den überaus schweren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges an der Spitze seines Klosters, einer Stätte religiösen und wissenschaftlichen Lebens durch Jahrhunderte hindurch. Ausgestattet mit vorzüglichen geistigen Gaben und praktischer Lebensauffassung, mit reicher Erfahrung und scharfer Beobachtungsgabe, mit Klugheit, Freimut und Charakterstärke war er zweifellos einer der bedeutendsten Äbte von St. Georgen.

Im Karlsruher Archiv sind noch 49 Schreibkalender von Abt Gaißer vorhanden. Im Auftrage der Regierung wurden sie vom Archivdirektor F. J. Mone in Karlsruhe in der Quellensammlung zur badischen Landesgeschichte im 2. Band, Seite 159 bis 528, Karlsruhe 1854, im lateinischen Urtext veröffentlicht.

Man hält das vor mehr als hundert Jahren gedruckte umfangreiche lateinische Tagebuch für wichtig, weil sein Verfasser während der Kriegsläufe 1618 bis 1648 viele Geschehnisse in unmittelbarer Nähe sah, sie in ihrem Zusammenhang betrachten und so der Nachwelt zuverlässig übermitteln konnte. Die Tagebücher Gaißers umfassen die ganze Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Wegen der auswärtigen Geschäfte erstreckt sich ihr Inhalt über das südliche Schwaben und den Schwarzwald bis in das Elsaß hinein. Sie schildern die täglichen und gewöhnlichen Geschäfte und daneben die Geschichte der damaligen Zeit.

Der bekannte Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob (1837—1916) hat einst diese lateinischen Tagebücher gelesen und — wie er berichtet —, auf ihnen fußend seine Erzählung „Der Leutnant von Hasle“ geschrieben. Unbekannt, ob aus dichterischer Schau oder auf Grund

von Bildnissen schildert Hansjakob Abt Georg II. als jungen, kräftigen Mann mit frischem, rotem Gesicht und hellem Blick mit dem Abtskreuz über dem schwarzen Ordensgewand.

Nach Ausweis seiner Tagebücher kam der neunjährige Georg Gaißer von Ingoldingen am ersten Adventssonntag 1604 in die Klosterschule nach Villingen, wo sein Oheim Abt Michael I. war. Dieser starb aber schon am 17. September 1606. Im Jahre 1609 kam der nun 14 Jahre alte Georg zur weiteren Schulung zu den Jesuiten nach Dillingen. Der Grammatik folgte 1610 die Syntax. Um das Fest der heiligen Ursula wird er zur Humanitas befördert. 1611 um Himmelfahrt geht er zur Rhetorik über. 1612 kommt er von den humanistischen Studien zur Philosophie, der er sich auch 1613 widmet. 1614 studiert er in Ingolstadt und 1615 in Freiburg. 1615 litt der junge Student am „ungarischen“ Fieber (einer Grippe) und kam nach Villingen zurück. Im Jahr 1619 wird er, 24jährig, zur priesterlichen Würde erhoben. Die Wahl des geistlichen Standes bedeutete zugleich Befreiung von der Leibeigenschaft. 1620 wurde Pater Georg zum Prior ernannt im Frauenkloster Amtenhausen in der Baar, das unter dem Abt von St. Georgen stand. 1622 schreibt er in seinem Tagebuch wörtlich: „An einer schweren Krankheit leidend, bin ich kaum davongekommen.“ 1626 finden wir ihn als Prior im Klösterchen Rippoldsau.

Am 3. November 1627 starb in St. Georgen in Villingen Abt Melchior Haug, noch nicht 40 Jahre alt. Dieser bei den Mönchen nicht so sehr beliebte Abt, ein geborener Villingener, hatte seit Jahren den Pater Georg Gaißer trotz seiner Jugend in allen wichtigen Geschäften beigezogen und ihn oft als seinen Stellvertreter nach außen geschickt. Nach dem Tode von Abt Melchior war es daher fast selbstverständlich, daß die Mönche einstimmig den tüchtigen und klugen jugendlichen Prior in Rippoldsau zu ihrem Abt und Prälaten wählten.

Er wird brieflich nach Villingen berufen, macht sich gehorsam gleich auf den Weg und übernachtet in Schenkenzell. Auf einem verregneten, verschneiten und windigen, „höchst miserablen Weg“ kommt er nach Villingen. Am 15. November 1627 schreibt er: „Ich Unglücklicher bin zum Abt des Klosters St. Georgen erwählt worden, in einer Zeit, in einer Lage und unter Umständen, die nichts

als die größten Schwierigkeiten andeuten, welche auch gefolgt sind und auch jetzt noch folgen.“

„Schon auf dem Weg nach Villingen hatten trübe Ahnungen den Pater begleitet und in seinen Ohren klangen die Worte des Psalmisten: Die, welche mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gingen und weinten“. Was das bedeuten würde, wußte er damals noch nicht, doch, schreibt er später: „Wahrhaftig erfasse ich es. O, daß doch der Tränen genug wären und etwas Frohlocken nachfolgte“.

In Villingen waren anwesend Pater Prior und 4 weitere Patres und es war das Gesicht der Dinge genug elend und sonderbar. — Als Abt Georg II. an die Spitze der Gemeinschaft trat, hatte eben eine Erneuerung der inneren Klosterordnung begonnen. Er wollte und sollte sie weiter führen. Wie schwer dieser Anfang für den jungen Abt war, sagte er schon ein Jahr nach seiner Erwählung in einer Ansprache an seine Mitbrüder. Es sei, wie bei einem Nußbaum, solange dieser voller Früchte hänge. Kann einer die Nüsse ohne Mühe bekommen, dann ist es gut. Kann er es aber nicht, dann wirft er zuerst mit Steinen und hinterher mit Prügeln. Und hilft dies nicht, nimmt er noch einen Gesellen, oder etliche dazu, schlägt und schwingt den guten Nußbaum solange und soviel, bis weder Nuß, noch Laub vorhanden sind. Die offenbar älteren und eigenständigen Patres waren eben auch Menschen, deren Ehrgeiz es nicht immer so leicht ertragen konnte, daß ihnen ein jüngerer Mann Befehle gab und Gehorsam zu fordern hatte. Der neue Abt handelte klug und wappnete sich mit Geduld, getreu seinem Wahlspruch: Antidotum vitae patientia, „Geduld überwindet alles“. Wie ernst der Abt seine Aufgabe nahm, zeigen die Worte in seinem Tagebuch: „Siehe dich vor Abt, bei deinem Tode nämlich wird keiner deiner Mitbrüder trauern, viele aber werden sich freuen“. Bald nach der Abtswahl Georgs II. kommt die Nachricht vom Hinscheiden seiner lieben Mutter Ursula. Nach seinem Tagebuch ist sie am 29. Nov. 1628 fromm in Christus Jesus gestorben und der Sohn fügt bei: Ihre Seele lebe und ruhe im heiligsten Frieden“.

1631 vertraut der besinnliche Ordensmann und Menschenkenner dem Tagebuch an „Ueberdenke deine Freude, und wenige, meine ich, wirst du finden, von denen du nicht irgend einmal enttäuscht oder verletzt worden bist. Was soll ich Sagen? Die meisten Widerwärtigkeiten und Mißgeschicke, welche ich im Laufe meines Lebens erduldet, haben die mir zugefügt, welche ich in vertrautem Umgang und Freundschaft angenommen habe.“

Am zehnten Jahrestag seiner Abtswahl 1637 lesen wir „Die Zahl der Jahre meiner Wanderung als Seelenhirte sind wenige und schlimme, voll Furcht, Arbeit, Gefahren und Sorgen. Gott erbarme sich unser“. Und im Jahr darauf liegt die Trübsal noch mehr über ihm, daß er in deutscher Sprache niederschreibt „Ich hette nunmehr des Handels genug“. An seinem Geburtstag am 16. September 1643 übermannt ihn die Schwere seines Amtes und der trostlosen Kriegszeit: „Heute mein Geburtstag. Nach Gottes Willen und Befehl wird er einmal als letzter kommen“. Wo sind die Tage deiner Eltern, Brüder, Schwestern, Nachbarn, Verwandten? Wo sind die Tage deiner Freunde und Kameraden, mit denen du freundschaftlich und vergnügt verkehrtest? Auch sie gingen vorüber zum größten Teil, wie alles Irdische gingen sie vorüber und werden vorübergehen.“

Infolge der allgemeinen Verarmung im Dreißigjährigen Krieg hatte Abt Gaißer auch unter Schuldendruck zu leiden. 1637, am 18. Dezember heißt es: „Wieder sind die Gläubiger da, die Schulden einzutreiben, dagegen zahlt niemand von meinen Schuldnern etwas. Herr, errette mich vom bösen Menschen.“ Und in deutscher Sprache bemerkt er einmal: Wo viel ist, gibt man desto reichlicher aus. Krankheiten verdüster das Leben des Abtes. Am 27. August 1640 überfiel ihn die Gesichtrose so schrecklich, wie kaum einmal vorher. Und er schreibt wieder in deutscher Sprache: „Ich bleibe im Bett. Da leistu, nit ein heller geltstu“. (Da liegst du, nicht einen Heller gilts du.) Ein merkwürdiges und sonderbares Vorkommnis wird von ihm am 5. März 1648 berichtet: „Umb 7 uhren abendß hett es zuo Buchauw am Federsee, feuwer geschneyet, hat aber nit brennt. „Diese Aussage ist auch in anderen zeitgenössischen Büchern vermerkt und beruht sicher auf einer optischen Täuschung der geängstigten Menschen im Kriegselend.“

Abt Georg II. war in hohem Maße der Wissenschaft zugetan und ein großer Freund der Bücher. Ständig suchte er die Bibliothek des Klosters zu erweitern. So kaufte er am 6. Dezember 1637 die ganze Bibliothek des Dekans in Haidenhofen um 200 fl., eine Kuh und einen Malter Frucht und schreibt ins Tagebuch: „Das möge beglückend, gesegnet und dem Kloster zum Heile sein“. An geschichtlichen und heimatkundlichen Dingen war er sehr interessiert. War er unterwegs, so kümmerte er sich um Altertümer und spürte der Vergangenheit nach. Er besuchte die Ruinen von Kirchen, Klöstern und Burgen in der Umgebung und ließ sich von Ortskundigen erzählen, was früher war. Sorgsam merkte er sich alles. Daheim schrieb er seine Erkenntnisse nieder.

Im Urteil seiner Zeitgenossen galt Abt Georg II. als ein gar netter Herr, der oft den Leuten Trinkgeld gab und manchen Schoppen zahlte. Einige Einträge bestätigen seine Leutseligkeit und Volksverbundenheit: „Ueber das Nachtesen hab ich dem Gesindt die Pfliegelhänkhi geben.“ — 9. Febr. 1644. „Eine Unzahl bachantisch lärmender Narren, von denen einige auch in mein Haus kommen und nach Erhalt eines Trunks wohl zufrieden wieder gehen“.

Mit großer Liebe hing Abt Gaißer an seinem trauten Heimatort Ingoldingen, den er oft besuchte, an seinen Eltern und Geschwistern, an seinen Verwandten und Landsleuten, denen er sich immer verbunden fühlte. Er nimmt Anteil an den schweren Kriegsheimsuchungen, die Ingoldingen befallen. Am 1. Okt. 1626, noch vor seiner Wahl zum Abt, erhält er eine Einladung zur Hochzeit seiner Schwester Marina mit Johann Miller von

Hangen. Er besuchte sie 14 Tage nachher und er frühstückt im mütterlichen Anwesen mit ihr und ihrem Mann mit den Brüdern und dem Pfarrer, Pater Georg Wörlin. Nachts gehen sie auf den Lerchenfang.

Im Jahr 1646 besucht Gaißer auf der Reise nach Ingoldingen den Beichtvater des Klosters Baidt und besichtigt das Kloster. Nach der Einnahme eines Trunkes geht er nach Waldsee, wohin er seinen Bruder durch einen Boten rufen läßt, der dann am andern Morgen ankommt. Mit diesem Bruder Jakobus überlegt er die zu behandelnden Geschäfte, geht dann nach Ingoldingen und hält da nach Zusammenberufung der Untertanen seines Klosters „Ruog-Gericht“. Der Abt von St. Georgen in Villingen hatte in Ingoldingen unter österreichischen Landeshoheit die niedere Gerichtbarkeit. So war jetzt Georg II. der Herr über seine Heimatgemeinde geworden und hielt dort Gericht. Gleich dem ägyptischen Joseph hat ihn der Herr über die Seinen gesetzt.

Am 18. Mai 1646 begibt sich der Herr Prälat mit seinem Bruder und anderen Begleitern in das benachbarte Kloster Schussenried, wo er den an Podagra leidenden Abt besucht und mit aller Freundlichkeit empfangen und behandelt wird. Dann macht Abt Gaißer einen Ausflug nach Degernau, besichtigt das Heiligtum des hl. Laurentius und den zerstörten Wohnsitz der Gründer des Klosters St. Georgen. Am 5. Juli begleitet ihn sein Bruder bis Schussenried, wo sie sich nach dem Frühstück im Kloster voneinander verabschieden und der Abt bis Mengen reist, wo er übernachtet. Wehmütig schließt er den Eintrag: „Lebet wohl, Schwaben!“ Im November 1649 trifft er auf einer neuerlichen Reise nach Ingoldingen in Biberach seinen Bruder German, und besucht auch wieder Degernau. In der Heimat setzt er der zusammenberufenen Gemeinde die Reihenfolge der auszuführenden Geschäfte auseinander, hält „Jar- und Ruog-Gericht“. An Stelle der verstorbenen werden zwei neue Richter (Gemeinderäte) ausgewählt, sowie die Rechnungen geprüft. Gewissenhaft hat Abt Georg Gaißer seine Zeit genutzt und über sie Buch geführt bis zum 24. August 1655, fünf Tage vor seinem Tode. An diesem Tage

lesen wir: „Mein körperlicher Zustand nimmt mit jedem Tag mehr und mehr ab, die Hoffnung, auf Leben vermindert sich, so daß mir bereits nichts übrig bleibt...“

Hier hört der hochwürdige Herr Abt Georg auf zu diktieren. Der Schreiber fährt fort: Er ist am 29. August 1655 zwischen 10 und 11 Uhr vormittags gestorben. Er ruhe im Frieden! — Unsägliche Mühen, Sorgen und Drangsale des Dreißigjährigen Krieges zehrten frühzeitig all die Lebenskraft des Abtes auf, nachdem er 28 Jahre die Bürde seines hohen Amtes mannhaft und fromm getragen hatte. In der Liste der Aebte wird er als „Mann, der durch Gelehrsamkeit und Tugend höchst angesehen war, bezeichnet“. Das Gaißer-Geschlecht in Ingoldingen, dem Georg II. entstammte, hat einst dem Kloster St. Georgen noch zwei weitere Aebte geschenkt, Abt Michael I. 1595 bis 1606 und Abt Georg III. 1685 bis 1690. Abt Michael I., der Oheim des Georg II., war ein Mann von tadellosem Wandel, scharfem Verstand und haushälterischem Sinn. Leider war er leidend und mußte früh sterben. Michael I. war der Sohn der Schwester Anna des Abtes Johannes IV. Kern (1530 bis 1566). Sie hatte den ältesten bekannten Gaißer geheiratet. Abt Johannes war vor seiner Abtswahl Pfarrer in Ingoldingen. Unter ihm wurde 1518/19 das stattliche Pfarrhaus gebaut, das heute noch steht. Abt Georg III. (1685 bis 1690), ein Neffe von Georg II. war hervorragend begabt. Auch er führte Tagebücher. Das Karlsruher Archiv besitzt Bruchstücke von solchen aus den Jahren 1682 bis 1690 und einige Reste seiner poetischen Arbeiten. Georg III. war ein Freund des berühmten französischen Benediktiners Johann Mabillon und stand nach Aufzeichnungen in seinen Tagebüchern mit ihm im Briefwechsel. Eine Schwester von Abt Georg III., eine Anna Gaißerin von Ingoldingen, heiratete 1667 den Bärenwirt von Uttenweiler. Andreas Blank und ist die Mutter des Abtes Ulrich Blank von Obermarchtal. So sind aus Ingoldingen wertvolle Talente hervorgegangen. Gerade bescheidene Orte mit ihrer Ruhe, ihrer Einfachheit und Genügsamkeit sind die Ursprungsstätten großer Männer.

Otto Leins, Buchau a. F.

Winterstettendorfer Pfarrkirche St. Pankratius

Von Dr. Alfons Kasper

II.

Emele erweiterte vor allem das Schiff über das bisherige Vorzeichen hinaus um rund 2,50 m, fügte im Westen eine niedere Vorhalle mit großen Rundbogen-türen und verkröpften Kämpfergesims, nördlich und südlich sowie in dieser, im Schiff und im Osten an den Chor eine kleine Sakristei an mit Südtür und Rechteckfenster — er bedeckte sie beide mit den im Spätbarock typischen Walm-dächern. Die 1753 von Joachim Frühholz geschnitzte, 1929 letztmals renovierte Skulptur „Unser Herr in der Ruh“ ist in eine Flachbogennische auf der Trep-penstufe des Sockels der Südwand gestellt. Dieses Meisterwerk des Spätro-koko mit dem fast tänzelnden Spielbein wirkt anmutiger als die noch vom Geiste des Hochbarock inspirierte Neugestaltung der Winterstettendorfer Kirche.

Das Innere der Kirche offenbart ersichtlich die Barockisierung und den um 2 Stufen erhöhten Chor mit dem Stichkappengewölbe auf Wandpilastern. Leider ist der durch den Winterstettendorfer Pfarrer Albert von Clam von seinen Eltern gestiftete, von dem „Maller Georg

Kendel“ (Jörg Kändel) 1508 geschaffene große, 90 cm schwere spätgotische Flügelaltar, der am 14. 6. 1753 abgebrochen wurde, heute völlig verschollen. Aus der Wiederweihe des früheren gotischen Hochaltars am 3. 8. 1429 wissen wir, daß er der Jungfrau Maria, der hl. Martyrer Pancratius, Jacobus d. Ä. und anderer Apostel geweiht war. Die 1914 vom linken Seitenaltar auf eine Konsole der rechten Schiffswand gestellte 1,50 m hohe Muttergottes ist wohl die des spätgotischen Flügelaltars. Von dem 1502 erst-mals in den Steuerbüchern seiner Vaterstadt genannten Jörg Kendel sind 3 signierte Altäre in der Schweiz erhalten, zu Tinzen, Vicens und Seewies; der letztere 1520 entstandene, heute im Züricher Landesmuseum, ist bis auf die Gesichter vergoldet und hat Jörg Kendel als Hauptvertreter des Parallelfaltenstils gekennzeichnet. Die 12 Jahre früher geschaffene Muttergottes des Winterstette-ner Hochaltars, die letztmals 1934 neu gefaßt, hat in den in einer S-Kurve beschwingten, um Kopf und Hals geführten Kopftuch sowie in dem am linken Arm abfallenden, blau gefütterten gül-denen Mantel bereits leise entwickelte

Parallelfalten, die durch Knick- und Schlüsselfalten unterbrochen, wie wir sie 1512 noch mehr geglättet beim Hochaltar von Tinzen finden. Das von dem dunklen Haarwellen umsäumte ovale Gesicht mit den hohen, mondformigen Augenbrauen, dem Doppelkinn, hohen Hals, den langen, beseelten Fingern, den gebauschten Säumen über dem Spielbein begegnen wir hier wie dort. Das Christuskind mit der Kugel in der Linken hat einen ähnlichen runden Kopf mit dem Wuschelhaar.

Von Jörg Kendel ist überliefert, daß er selbst die Gemälde schuf — er wird deshalb auch hier nur als Maler gekennzeichnet —, die Skulptur aber an Bildhauer verdingte. Lore Göbel in ihrer Dr. Dissertation über „Die Bildhauerwerkstätten der Spätgotik in Biberach“ bringt diesen Meister in Beziehung zur Werkstatt des Ivo Strigel und kann der Verlockung nicht widerstehen, ihn mit „Michael Zeinsler aus Memmingen“ zu identifizieren.

Gegen diese Folgerung spricht „die heilige Sippe“ in Winterstettendorf, die der Meister der Biberacher Sippe wohl 1617 geschaffen, d. h. etwa 9 Jahre später als die vorgenannte Muttergottes. Der etwa 15 cm breite, in Goldrand gefaßte Bildrahmen mit blaugrüner Hohlkehle und güldenem Rundstab (etwa 144 cm hoch und 134 cm breit) ist nicht der ursprüngliche: das rund 1,10 m × 1,05 m breite Hochrelief bildete wohl den Mittelteil eines bei Ausbruch der Reformation (1517) zu Ehren der heiligen Anna, Joachim, Josef, Johann Baptist und Laurentius konsekrierten St.-Anna-Altars in der Schussenrieder Klosterkirche, der ursprünglich in der sogenannten St.-Anna-Kapelle zwischen dem Chor und der Christoph-Kapelle, bei der Wiederweihe am 30. August 1652 beim Taufstein links unweit des Eingangs auf der Frauenseite stand und bis zur Aufstellung eines neuen Vinzenz- oder Marienaltars (1717) am Abschluß des Chors der Evangelienseite die Reliquien des hl. Vinzenz barg. Dieses letztmals 1956/57 erneuerte Hochrelief war nach den Farbspuren von Anfang an gefaßt: der goldene Hintergrund ist noch ursprünglich damasziert mit Blattmustern. Die sitzende Muttergottes trägt ein mit Edelsteinen geschmücktes güldenes Krönchen über weißem Kopftuch, das wiederum in S-Form um Schulter, Brust und durch lange, dunkle Haarflechten gezogen. Sie trägt das symbolische rote Gewand, einen grau gefütterten, mit Gold umsäumten bläulichen Mantel. Das schöne jungfräuliche Profil mit der gekrönten Stirn, der zierlichen Nase, dem geschlossenen Mund, dem Grübchen, auch die tellerartig um das rechte Knie gezogene und in Parallelfalten zum Spielbein verlaufende, linear flächenartige Drapierung ist nach dem Altdorfer Holzschnitt SCHM 50 aus der Anbetung der Maria gestaltet. Sie hält mit der Rechten das Christkind, das mit seinem Wuschelkopf zur Großmutter gewandt und nach ihrem Kopf- und Schultertuch greift, sein linkes Händchen ruht in ihrer Rechten. Bei einer früheren Restaurierung wurde ihm ein weißes Schamtuch umwickelt, das bei der jüngsten Erneuerung wiederum entfernt worden war. Es steht auf einem hell gemusterten Kissen, das an den Ecken mit Goldklöppel geziert ist. Das Kind, sowohl wie die hl. Anna, variiert den Typus der stehenden Selbdrift vom gleichen Meister im Biberacher Privatbesitz. Ihre Züge sind aber feiner, schmaler geworden. Sie trägt grünes Gewand mit rotem Mantel. Die Parallelfalten über dem linken Arm und die langen S-Kurven der Draperie über das linke Knie führen in großem Rhythmus zum vorgestellten Schuh. Links steht Josef in dunklem Kinnbart mit Haarschopf über dem kahlen Haupt —

wesentlich älter und gedrungener als in der Biberacher Sippe — mit der rechten Hand an der Brüstung, in der linken ein beschlagenes Buch. Er trägt dunklen Wams, bräunlichen Mantel. Als Kontrapost der dunkelbärtige Joachim an der Brüstung gelehnt, in grünem Gewand, rotem hellgefüttertem Mantel und Kopfüberzug, wie wir ihn auch bei dem rechts oben stehenden Apostel mit den ekstatisch erhobenen Händen im Marienbild des Schussenrieder Vorzeichens begegnen. In der Rechten hält er einen Rosenkranz. Originell füllen die beiden hockenden Engelchen die unteren Ecken. Der linke im roten Gewand hält das

Wappen des Reichsstifts, den roten springenden Löwen auf blauem Grund. Der rechte im blauen Gewand und Hängelocken um das Gesicht hat blaues Gewand und sitzt in Hockstellung mit dem Schild: in silbernem Feld liegt auf grünem Dreieck beim Schildfuß ein goldenes Kreuz, überhöht von zwei in Andreaskreuz gelegten schwarzen Pilgerstäben. Zu der streng symmetrisch aufgebauten Komposition paßt die Brüstung mit den goldenen Blumen- und Vasenmustern des Renaissancestils am unteren linken und rechten Bildrand.

(Fortsetzung folgt)

Birkendorf / Ein Beitrag zu einer Genealogie seiner Anwesen

Von Karl Kleindienst (Schluß)

Laut Urkunde vom Zinstag St. Lorenztag Abend 1513 erwirkten die damaligen eingesessenen Maister des Handwerks Ledergerber (8 an der Zahl) von Bürgermeister und Rat der Stadt Biberach die Erlaubnis neben der Lohmühle ein Häuslein für einen Lohmüller zu erbauen unter folgenden Bedingungen: Eine Erweiterung des Häuschens in künftiger Zeit war ausgeschlossen; weder der Lohmüller, noch die Müllerin, ebensowenig ihre Kinder oder Ehehalten, durften Hennen, Hühner, Gänse, Enten, Kälber, Kühe, Roß, Stier, Ochsen, noch sonstiges Getier halten, hatten auch keinerlei Anspruch an die Gemeinde Birkendorf, an Trieb, Tratt, Wunn und Waid, Holz, Feld oder Suchen.

Sollte die Lohmühle und das Häuslein (Steinhäusle) über kurz oder lang eingehen, so fällt die Hofstatt wiederum der Gemeinde Birkendorf zu. Den Anordnungen der Spitalpfleger und des Rats von Biberach war allezeit Folge zu leisten. — Außer der persönlichen Mithilfe der Gerber mußte die Zunft 13 Pfd. 9 ß für den Wiederaufbau aufwenden und vom Rat der Stadt 40 Gulden entlehnen, die von den Meistern, damals 9, aus eigener Tasche zurückbezahlt wurden.

Daß sich im Laufe der Zeit Meinungsverschiedenheiten vor allem mit dem jeweiligen Birkmüller einstellten, geht aus den hierüber vorliegenden Akten hervor. So mußte Bürgermeister und Rat der Stadt Biberach am Samstag nach Sant Gallen des heilig. Abts 1520 u. a. entscheiden, daß die 1460 mit Ahegger getroffenen Abmachungen nach wie vor Geltung haben, der derzeitige Birkmüller Jacob Gieray die Wand an der Riß neben, an und bei der Ledergerber Lohhäuslein jetzt und künftig auf seine Kosten einfangen solle, so daß dem Lohhäuslein kein Schaden entsteht.

Den Zulauf des Wassers zum Rad des Lohstocks solle der Müller verbreitern, andererseits das Handwerk Ledergerber das Geschirr, das an dem Lohrad hängt, etwas verringern, damit das Rad künftig ungehinderten und beschleunigten Gang habe.

Unterm 4. Oktober 1640 mußte Bürgermeister und Rat zwischen dem damaligen Birkmüller Michael Mühlshlegel und dem Rotgerber-Handwerk vermitteln und dem Müller die Auflage machen, etwaige Schäden, die den Gerbern durch seinen Wasserbau entstehen sollten, jeweils auf seine Kosten wieder gut zu machen und ihnen zu gestatten, das Loh in der Ölmühle zu stampfen. Andererseits sollten die Gerber die Schaufeln am Wasserrad länger machen lassen und ihre Lohmühle in baulichen Ehren erhalten, was offenbar nicht der Fall war, da von einem verwahrlosten Bau die Rede ist.

Derselbe Müller beschwerte sich in einem undatierten Schreiben über die

übermäßige Inanspruchnahme durch das Rotgerber-Handwerk für Abfuhr des Lohs und bat, die bisherige Gebühr von 13 fl. erhöhen zu dürfen. Andererseits beriefen sich die Gerber auf ihr altes Recht, das wider Verhoffen von dem derzeitigen Besitzer der Mühle, Bürgermeister Wieland, sogar angefochten werde.

Auch mit dem späteren Obermüller Hans Jerg Preiß gab es wegen der Wasserzufuhr zu der Lohmühle Auseinandersetzungen, wie aus einem Ratsprotokoll vom 9. September 1726 hervorgeht. Laut diesem hatten die Gerber Änderungen an ihrem Wasserrad und den Stämpflern vorzunehmen. — Weiterhin berichtet das Ratsprotokoll vom 9. März 1737 über Differenzen zwischen dem vorgenannten Obermüller und den Meistern Rotgerber und der Meisterschaft untereinander, einmal wegen der dem Obermüller zustehenden Gebühr für die Abfuhr des Lohs, zum andern wegen der SIntandsetzung der Darre.

Dem Obermüller Johann Georg Preiß mußte der Magistrat wegen der Wasserzufuhr zur Lohmühle Vorhalte machen, wie aus dem Ratsprotokoll vom 24. Januar 1747 ersichtlich ist. — Selbst die Universität Freiburg, auf deren Grund und Boden die Lohmühle und das daneben stehende Häuschen stand, hatte sich, wie aus einem Akt vom 16. Nov. 1770 zu ersehen ist, mit einer Klage ihrer Lehenbauern gegen das Rotgerber-Handwerk zu befassen, weil dieses den Bauern das Abheuen des Wiesenplätzchens zwischen Riß und des Birkmüllers Ablaßgrabf streitig machte. — Die Erneuerung seines Wasserbaues durch den Obermüller Johann Friderich Preiß führte zu Verhandlungen wegen des Leerschusses beim Wasserrad der Lohmühle und ein Eingreifen der Hospitalamtung notwendig.

Am 27. Februar 1788 verkaufte das ersame Rotgerber-Handwerk sein eigentümliches, sogenanntes Steinhäusle bei der Lohmühle samt dem Zutritt zum Backofen an oben genannten Obermüller. — Wie Oberlehrer Kuhn in seiner Abhandlung über das ehrbare Handwerk der Gerber in „Zeit und Heimat“ am Schluß schreibt, brachten die vielen Erneuerungsarbeiten an der Lohmühle die Zunft nach und nach in Schulden, die 1831 3000 fl. betragen. Die Zinsenlast und der Rückgang des Rotgerberhandwerks ließen das Interesse an der Lohmühle erlahmen. Rotgerbermeister Jakob Rupp als Hauptgläubiger übernahm schließlich die Lohmühle in persönlichen Besitz und verkaufte sie im Dezember 1918 um M 11 000 an den Obermüller Mühlshlegel, der sie in der Nachkriegszeit abbrechen ließ.

Anwesen 50

Als Besitzer des 1823 neu erbauten, zweistöckigen Wohnhauses mit Blatt-

dach im Anschlagswert von 500 fl. ist Jakob Stribell, Weber angegeben und war es auch 1845 noch zusammen mit Mich. Schrade, Seiler, der ab 1846 alleiniger Inhaber ist.

Anwesen 51

Ein 1828 neu im BVK eingeschätztes, einstockiges Wohnhaus, in Riegeln gemauert, mit Blattendach, im Wert von 800 fl. gehörte Schuhmacher Johannes Bopp. 1846 teilte er sich in den Besitz mit Joh. Friedr. Hildenbrand.

Ulrich Schmied, der Bauernführer von 1525

Von Dr. Georg Schenk, Laupheim

„Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“, dieses auf Wallenstein gemünzte Wort könnte auch auf Ulrich Schmied von Sulmingen, den Führer des Baltringer Haufens im Großen Bauernkrieg von 1525 angewandt werden, wenn uns nicht neuere Forschungen eines anderen belehren würden. Wir kennen in Deutschland vielmehr nur wenige Bauern vergangener Jahrhunderte so, daß wir uns ein Bild ihres Wesens und Wollens machen können. Sie verdienen daher unsere besondere Beachtung, auch über die Geschichte dieser Kämpfe hinaus. Einer der bedeutendsten unter ihnen, wenn nicht gar der bedeutendste, war ein Sohn des Laupheimer Landes, eben unser Ulrich Schmied. Es gibt eine Anzahl zeitgenössischer, jedoch leider seither nur zu wenig herangezogener Quellen, die über ihn eingehend berichten, und wenn sie nur Gutes von ihm zu sagen vermögen, so sind sie umso zuverlässiger, als sie alle aus dem gegnerischen Lager stammen.

Eine Politik aus göttlichem Recht

Will man ihn verstehen, so muß man zunächst einmal alle Vorstellungen von räuberischen und mörderischen Bauern beiseite lassen, wie man sie sonst mit dem Begriff des Bauernkriegs verbindet. Für den Sulminger Schmied und seine Bauern wird deutlich, daß sie ihre entscheidenden Antriebe von der Religion her bekommen. In Memmingen hatten sich die drei mächtigen Oberländer Bauernhaufen, der vom Allgäu, der vom See und der von Baltringen, auf Ulrich Schmieds Betreiben zu einer „Christlichen Vereinigung“ zusammengeschlossen. Ähnlich den bäuerlichen Bewegungen, wie sie um diese Zeit und zum Teil schon vorher — unter den Bauern des Klosters Ochsenhausen hatte es schon im Jahre 1501 gegärt — in ganz Deutschland aufgeflammt waren, verlangte auch die „Christliche Vereinigung“ unter Schmieds Führung die Anwendung göttlichen, aus dem Evangelium abgeleiteten Rechts auf alle Fragen des öffentlichen und sozialen Lebens. Ihren Niederschlag fanden diese Forderungen in den berühmten „Zwölf Artikeln“, an denen auch Schmied und seine Baltringer mitgearbeitet hatten. Sie waren keineswegs radikal und wären als Grundlage zu einer Verständigung mit den damaligen Herren durchaus geeignet gewesen, hätte nicht der Schwäbische Bund, in dem sich die seinerzeitigen Machthaber wegen der Abwesenheit Kaisers Karl V. in seinen spanischen Stammländern zusammengeschlossen hatten, diese Verhandlungen solange hinausgezögert, bis er stark genug war, die Bauernhaufen zusammenzuschlagen, in denen sich inzwischen eben wegen dieser Verzögerungstaktik die radikalen Elemente durchgesetzt hatten.

Die radikalen Elemente durchgesetzt hatten.

Ein redlicher, verständiger Mann

Nicht selbst hatte er sich zum Führer des Baltringer Haufens aufgeworfen, der sich ohne sein Zutun gebildet hatte. Als die Bauern einen Hauptmann suchten, wurde ihnen gesagt, „es sitze ein frommer, gutherziger, redlicher Mann im Dorfe Sulmingen, von Namen und Handwerk Ulrich Schmied geheiß. Ehe er einwilligte, die Führung zu übernehmen, habe er, so wird berichtet, ausdrücklich erklärt, daß männiglich wissen solle, daß er seiner Person und Beschweris halber keinesfalls Klagen gegen seine Herren führen wolle. Weil er sich auf ein gutes Handwerk verstünde und für sich nebst Weib und Kind einen auskömmlichen Verdienst habe, lasse er sich's genügen und beklage sich keineswegs über irgend einen seiner Herren. Was er jetzt zu tun auf sich nehme, das geschehe von ihm als einem Vermittler und Unterhändler in ihren und der Herren Sachen und sollte nicht anders aufgefaßt werden.“ Dies zeigt, daß er ein Mann ist, der im Interesse der Gesamtheit eine Aufgabe übernimmt, die auch im besten Fall viel Mühe und Arbeit mit sich bringen mußte, ein Mann, der die eigenen Interessen zurückstellt vor der allgemeinen Aufgabe, und zugleich ein Mann, der mit klugem Kopf sogleich voraussieht wie man sein Tun mißdeuten werde, und sich durch eine entsprechende Erklärung von vorneherein gegen solche Mißdeutungen sichert. Im ganzen ergibt sich ein überaus erfreuliches Bild seines Charakters. Dem entspricht die große Hochachtung, die man ihm allenthalben entgegenbrachte. Sie ist für bäuerliche Kreise ganz außergewöhnlich. Die Heggbacher Chronik, die ihm keineswegs wohlgesinnt ist, muß zugeben, daß er die Radikalen unter seinen Bauern zu bändigen verstand, als sie das Kloster plündern wollten.

Forderungen

Über seine Ziele und Forderungen hat sich unser Bauernführer wiederholt geäußert. Er ist grundsätzlich gegen Aufruhr und Gewalttätigkeiten. Wenn seine Bauern bei ihren Zusammenkünften in Harnisch und Waffen auftreten, so war dies nichts Ungebührliches, waren sie doch damals noch durchaus waffenfähig und fanden zu jenen Zeiten in allen Herrschaftsgebieten regelmäßig Musterungen aller Wehrpflichtigen statt. Bei ihren jeweiligen bewaffneten Demonstrationen im Baltringer Ried, bei denen bis zu 18 000 Bauern beisammen waren, wollten sie lediglich verhindern, daß ihre Versammlungen mit Gewalt gestört oder gar zersprengt würden. Es hat aber, so erklärt er den Abgesandten des Schwäbischen Bundes,

„diese Versammlung keine andere Meinung, Klage und Anliegen als dies: Sie sind übermäßig von euch, ihr Herren beschwert in geistlichen und leiblichen Dingen, so daß es ihnen nicht möglich ist, solche Last weiter zu tragen, weil die Schatzung und die Lasten so grimmig und streng sind, daß beides ihr Grund und Boden nicht zu tragen vermag. Es begehren die allzumal Versammelten auf das untertänigste, ihr wollet euch künftig milder erzeigen, und sie sind der Hoffnung, sie werden es von ihnen erlangen.“ Das ist also keine Revolution, sondern eine nachdrückliche Demonstration, die bestimmte wirtschaftliche Beschwerden vorbringen und Abhilfe erreichen will. Dabei ist die Sprache Ulrich Schmieds viel gemäßiger als die heute unter ähnlichen Verhältnissen übliche, beispielsweise bei den Gewerkschaften bei den Lohnverhandlungen oder den Bauernverbänden bei der Abwehr der ihnen von der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft her drohenden Gefahren. Aber damals wie heute ist der rechte Bauer nie revolutionär. Er tritt mit friedlichen Mitteln, aber mit allem Nachdruck für seine Forderungen ein. Er weiß für seine Sache zu kämpfen, aber immer mit grundsätzlicher Anerkennung der ihm gesetzten, ererbten Obrigkeit.

Schmieds Ausgang

Mit seinen durchaus gemäßigten Forderungen ist Schmied nicht durchgedrungen. Als seine Bauern merkten, daß es dem Schwäbischen Bunde keineswegs ernst war mit seiner anfangs zur Schau getragenen Verständigungsbereitschaft, errangen die radikalen Elemente, die zweifellos von Anfang an vorhanden gewesen waren, die Oberhand. Die Schlösser von Laupheim, Achstetten und Schemmerberg wie auch die Klöster der Umgebung wurden geplündert und gingen in Flammen auf. Am 4. April 1525 wurde der Baltringer Haufe von Georg Truchseß von Waldburg, dem sogenannten „Bauernjörg“, bei Leipheim vernichtet, wobei 4000 Bauern erschlagen wurden oder in der Donau ertranken. Ein furchtbares Strafgericht wurde an den Überlebenden vollzogen: Schwere Geldbußen wurden ihnen auferlegt, manche der wenigen Rechte, die ihnen zuvor noch verblieben waren, wurden ihnen genommen. Den Ausgang des Bauernkrieges hat Leopold von Ranke, der große deutsche Geschichtsschreiber, ein nationales Unglück genannt. Erst im 19. Jahrhundert kam die Befreiung der Bauern von ihren Lasten. Ulrich Schmied aber konnte in die Schweiz entkommen, sein Anwesen in Sulmingen wurde dem Erdboden gleich gemacht. Das Bild des angeblichen Empörers sollte im Andenken des Volkes erlöschen; aber es ist es wert, daß es unter uns weiterlebt.

Neue Biberacher Literatur

Auch im Jahre 1964 erschienen einige Bücher, die sich, zwar im Plauderton, mit Biberach und seiner Geschichte befaßten. Als Monographie über einen wirklich bedeutenden Biberacher schrieb Professor Hermann Voss, München, ein Buch mit 79 Abbildungen über den schwäbischen Maler des 17. Jahrhunderts, Johann Heinrich Schönfeld. Professor Voss machte sich zur Aufgabe, einmal mit aller Genauigkeit dem Leben und Schaffen des Biberachers J. H. Schönfeld nachzuspüren und Licht in eine von der Kunstgeschichte wenig noch beachtete Zeitepoche zu bringen. Die Abfassung des Buches wurde durch den Kunst- und Altertumsverein angeregt und die Ausgabe durch ihn auch unterstützt. — Verlag Biberacher Verlagsdruckerei, Biberach. DM 27.—.